

Jedrt Maležič: *Die Zwiefachen*

(Excerpt in German)

Translated by: Zuzana Finger

Contact of the translator: zuzana_finger@hotmail.com

Dann nimm sie dir

Ich habe mich beworben, weil ich fest daran glaube, dass man nur aus eigener Erfahrung seine Meinung ändern und Vorurteile beseitigt kann. In der Lebenden Bibliothek wurde mir nach einem ausführlichen Gespräch gesagt, dass ich nichts zu befürchten hätte und dass und es eigentlich schade wäre, mich nur als Sozialarbeiterin zu präsentieren, wenn ich schon *so was Außergewöhnliches* bin.

Ehrlich gesagt, ich sehe es anders, und ich antwortete, dass ich, Mina, mit Alkoholikern und Junkies arbeite und mich unter ihnen Tag für Tag als Sozialarbeiterin fühle, kein Exot bin und nicht wie ein Karstwunder vom Typ Kar, Doline oder Schratte, sondern wie eine *alltägliche Erscheinung* behandelt werden möchte.

Ich trage keinen Bart, habe auch nie einen getragen, denn eine bärtige Frau wäre doch sehr unnatürlich. Conchita gibt es nur einmal, und die bin ich nicht. Dafür bin ich aber gut in meiner Arbeit, in der Arbeit mit Menschen. Mit Frauen, mit Opfern von Gewalt. Das hat die aber scheinbar nicht interessiert, beziehungsweise viel weniger als das, wie es zwischen meinen Beinen aussieht.

Obwohl ich viele gute Argumente hatte, fielen mir spontan nur unendlich banale und bescheuerte Dinge ein, so dass ich mich nicht durchsetzen konnte. Dann sollen sie eben *Sozialarbeiterin* schreiben und gut ist. Ich bin keine *Sozialarbeiter_in*, ich halte mich nicht für irgendwas Unechtes, und in meinem Fall braucht man auch keinen respektvollen Unterstrich. *Aber, nur damit es ersichtlich ist.* Was soll ersichtlich sein? Dass ich ein Konstrukt bin? Ihr seid doch alle Konstrukte, das Geschlecht ist ein Konstrukt, und ein Konstrukt sind

vor allem eure Ideen darüber, dass man die Leute dringend vor meinem Beiwort Trans *warnen* muss. Ich bin eine Frau, egal welcher Kategorie.

Ich fügte hinzu: Ich arbeite die ganze Zeit mit Menschen, und ich glaube an die Menschen und ihre guten Absichten, und wenn jemand, den die Bezeichnung „Sozialarbeiterin“ anspricht, nachträglich daran Anstoß nimmt, dass ich noch einen Pimmel habe und meine Personenkennzahl noch immer unter 500 registriert wird, rufe ich euch auf jeden Fall zur Hilfe. Natürlich war das von mir äußerst sarkastisch gemeint, aber der Typ gab mir trotzdem seine Privatnummer, *falls ein Bibliotheksausleiher gewalttätig würde, wer weiß, heutzutage liest man ja alles Mögliche*. Ich war fast beleidigt. Schließlich bin ich eins siebenundachtzig groß und möchte den Helden sehen, der sich mit mir anlegt.

Na, jedenfalls wurde ich von einer älteren, zwei Köpfe kleineren Dame ausgeliehen.

Dass ich mit größter Freude mit Menschen arbeite, legte ich ihr unterwegs zu dem Strudelrestaurant in der Plečnik-Markthalle dar, wohin sie auf eine Kalbsbrühe gehen wollte. Sie sagte, dass sie mich einlädt, und wenn jemand kassieren kommt, zahlt sie. Das kam mir liebenswürdig und gar nicht mitleidig vor. Gleichzeitig drückte sie die Handtasche eng an sich und überprüfte ständig, ob sie noch da ist, so dass ich bei ihr ein gewisses Maß an Paranoia vermutete.

Zuerst sagte sie: „Wissen Sie, es geht mich nichts an, aber die Leute, die vor den Hofer-Supermärkten stehen … die könnten sich auch mal vorstellen. Wir sind für sie nur Bankomaten, und keiner von denen nimmt sich für uns die Zeit, wenigstens guten Morgen und wie geht's zu sagen, seinen Namen zu nennen, frohe Weihnachten zu wünschen, oder zu fragen, was es heute Gutes zum Mittag gibt – und solche Sachen eben.“

Ich klärte sie auf, dass die amtlichen Straßenkönige Ausweise haben, auf denen ihre persönlichen Angaben stehen. Ebenso brachte ich ihr bei, dass die meisten Leute nicht so denken wie sie und dass sie wirklich keine Zeit haben

und gleichgültig sind, und ich fügte hinzu, dass sie offenbar zu der Minderheit gehört, der etwas an menschlichen Kontakten liegt, und das finde ich bewundernswert.

Sie sagte: „Alle denken, dass ich wohlhabend bin, und das macht mich richtig sauer. Dabei habe ich rein gar nichts. Ich bekomme 1.600 Euro Witwenrente und habe Tausend Euro Ausgaben, allein für unsere viel zu große Wohnung. Aber ich sage Ihnen, die *sparen* nicht, das ist es. Wenn ich mich vor den Hofer stellen würde, bekäme ich in zwei Stunden so viel wie in einer Woche für sechzig Jahre Berufsleben. Das ist einträglich!“, schloss sie und zwinkerte mir zu. „Ich sage Ihnen, die legen nichts auf die hohe Kante, das ist es eben.“

Ich antwortete ihr unmissverständlich, dass ich das weiß, ich weiß es hundertprozentig und empirisch, dass sie bestimmt mehr bekommen würde, weil sie gut gekleidet ist und nicht bedrohlich wirkt, was immer das auch bedeutet, und dass die Leute mit Vorurteilen, also *alle*, die Obdachlosen leider nicht für vertrauenswürdig halten und diese deshalb auf unsere Hilfe angewiesen sind.

„Schauen Sie sich nur deren Käseblätter an“, sagte sie und sah nachdenklich in die Ferne über der nebligen Ljubljanica, „was soll das denn überhaupt? Nur damit sie so tun können, als würden sie etwas verkaufen, nur darum geht es. Statt dass sie sagen: Schauen Sie, ich kann nicht weiter, geben Sie mir ein Almosen. Früher wurden Almosen gegeben und dann war Ruhe. Heute möchten sie alle Geschäftsleute sein und mit irgendwas handeln.“

Ich bekam das Gefühl, dass sie mich in der Lebenden Bibliothek nur deswegen ausgeliehen hatte, um mich von der Sinnlosigkeit meines Berufs zu überzeugen. Dieses Gefühl mag ich nicht. Als der Kellner kam, um die Bestellung aufzunehmen, schaltete ich in den dritten Gang. „Eine Brühe für mich, und für sie einen Himbeerstrudel mit Grieß und weißer Schokolade“, fertigte sie ihn schnell ab.

„Eigentlich“, meldete ich mich und hob zwei Finger wie in der Schule, „möchte ich nur ein Mineralwasser, danke. Ich achte auf meine Linie.“

„Kommt nicht in Frage“, widersprach sie, „Sie können auf Ihre Linie in Ihrer Freizeit achten, aber nicht mit mir. Wie ich gesagt habe: Einen Himbeerstrudel mit weißer Schokolade“, bestellte sie noch einmal.

„Soll ich auch das Mineralwasser bringen, für den Herrn?“, entschlüpfte es dem Kellner.

Da sah ich mir den verdammt beschissen Kellner in der beschissen Marktstrudeler zum ersten Mal genau an. Der schielende Elvir aus der 8 B. Ich dachte, mich trifft der Schlag. Dieses Spatzenhirn hatte mich während der ganzen Schulzeit misshandelt. Er sah unverändert aus.

Als ich sein blödes Gesicht anstarre, zwinkerte er mir zu. Das hat mich in einer Sekunde um fünfundzwanzig Jahre zurückversetzt. Jedes Mal, wenn er mir *mein* Schulbrot weggefressen hatte, zwinkerte er mir zu, als hätten wir auf seinem bosnischen Hang zusammen Schweine gehütet. Schwachsinniger Macho, der.

Ich darf mich nur unauffällig ärgern und muss ihm zeigen, dass er ein Vollpfosten ist, was er auch selbst weiß, und deshalb sage ich nur: „Meine Pronomen sind weiblich.“ Denn ich nehme es *nicht* einfach hin, dass er mich als einen Typ anspricht. Ich bin sozusagen im Dienst und verzichte auf eine Szene. Elvir, die Rotznase, wirft mich nicht aus der Bahn. Der Dummkopf soll schön die Brühe und die Strudel holen, sonst trete ich ihn extrem binär mit dem spitzen Absatz zusammen. Und das nicht nur rein figurativ.

„Für die Dame ein kleines Mineralwasser“, sagt die Alte und schaut mich von der Seite an, „und einen Heidelbeerlikör bitte.“ Anschließend korrigiert sie sich gleich: *Für jede* einen Heidelbeerlikör. Das ist alles, danke.“ Fast erschlägt sie Elvir mit der Speisekarte, die er gleichmäßig auf den Tisch zurücklegt.

Kommt es mir nur so vor oder wird meine Ausleiherin von diesem schielenden Trottel genauso nervös wie ich? Das bedeutet nichts Gutes. Wenn in einem so heiklen Augenblick der Gewalttäter aus der Schulzeit auftaucht, kann das nur Unheil bringen. Ich fühle mich in den toten Winkel meiner toten

Identität und meines toten Namens gestellt, den die Klassenlehrerinnen vor der Klasse ausriefen. Jene Klassenlehrerinnen, die Klagen über Gewalt ignorierten, auf die sie in den Sprechstunden von meinen Eltern immer wieder aufmerksam gemacht wurden, nachdem ich ihnen erklären musste, warum ich nicht mehr in die Schule will. *Aber dir ist es doch immer gut gegangen*, wunderten sich Mama und Papa.

Jenen Menschen gibt es nicht mehr. Es gibt nur mich und ich bin reine Magie und die Königin über diese beschissene Markthalle und herrsche über Idioten, wie das Schielauge Elvir, und bezaubere die Oma, die die Hilfe für die Bedürftigen am liebsten abschaffen würde. Das bin ich jetzt. *You are magic – own that shit*, wiederhole ich für mich.

Ich höre ihr nicht richtig zu, als sie mir erklärt, ich sollte zum Friseur, weil meine zu langen Haare Spliss haben. Wirklich? Leihen sich die Leute in der Lebenden Bibliothek eine Person aus, um ihr dann zu predigen, wie sie sich die Haare schneiden lassen soll? In welchem Universum geht es sie überhaupt etwas an? Ich verstehe nicht, warum ich statt Fragen nach meiner Arbeit mit Litaneien überhäuft werde, wie ich leben soll und wie ich aussehe.

Dieser Tag widerspricht meinem Optimismus. Bloß gut, dass ich die Privatnummer des Bibliothekskoordinators habe. Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass alles glatt läuft.

Die Alte fragt: „Kennst du den du Witz?“ Sie wechselt zum Duzen, was mir nicht entgeht. Dann erzählt sie irgendwas, dass ein Penner, der nicht trinkt, in Leichenstarre fällt und zu atmen aufhört.

Ich kenne den Witz nicht. Der verdammte Elvir hat mich echt durcheinandergebracht. Seit wir bestellt haben, sehe ich ständig paranoid zur Tür, als hätte er mich *schon* ins Visier genommen. Ich bin nicht sicher, ob ich vor den Heidelbeerlikören, die ich wegen der Hormontherapie eh nicht trinken darf, und in die der Schwachkopf bestimmt reingespuckt hat, und vor diesem quälenden Gespräch mit der alten Rechtsextremistin, bei dem ich mich immer

mehr als Statistin fühle, nicht besser fliehen sollte. Was hatte mich geritten, mich als menschliches Buch zur Verfügung zu stellen? Was wollte ich damit erreichen? Ich wollte andere erziehen, und jetzt habe ich die Quittung. Niemand fragt mich was, und alle wollen mich erziehen. Ich nehme es als Toleranztraining im Notstand.

„Hörst du mir überhaupt zu?“, fragt die Alte. „Du hast nicht gelacht. Hast du verstanden, dass der einzige Penner, der nicht trinkt, ein toter Penner ist?“

Ich denke, dass der Augenblick gekommen ist, direkt zu werden.

„Sie“, sage ich.

„Sie“. Ich mustere sie. *Lohnt sich das überhaupt?*

„Sie.“ Noch immer schaut sie mich fragend an. „Hat Ihnen mal jemand gesagt, dass Sie gegenüber den sozial Schwächeren intolerant sind?“

Ihr Gesicht erstrahlt vor Sanftmut, was mich überrascht, weil ich Aufruhr erwartet habe. Dann öffnet sie langsam den Mund und daraus ergießt sich eine einzige – ich würde fast sagen männliche – gönnerhafte Gier nach Belehrung Andersdenkender.

„Wissen Sie, Sie haben mich gerade missverstanden. Nicht schlimm, das kommt vor. Ich erkläre es Ihnen, damit auch Sie mitbekommen, worin der Witz liegt. Es geht nicht darum, dass die anderen sozial verwundbarer wären … es geht einfach darum, dass …“

„Worum geht es, sagen Sie es mir, Sie, die ihr ganzes Leben als ausgehaltene, besser gestellte Ehefrau verbracht haben, worum geht es? Also, worum geht es? Sagen Sie es mir, ich warte.“

Wieder huscht über ihr Gesicht irgendetwas Weiches, dass ich nur staune. Mit welcher Leichtigkeit winkt sie ab, obwohl sie weiß, dass ich Recht habe. Ich muss zugeben, dass meine weiblichen Ambitionen nach so einer Anmut streben. Wie sehr möchte ich so lässig sein wie sie. Sie ist nicht beleidigt, als ich sie dennoch zu provozieren versuche. Ich suche einfach Streit.

„Du bist noch jung.“ Versöhnlich klopft sie mit auf den Oberschenkel.

Auf einmal fängt es zu schneien an. An diesem windigen und kalten Tag. Ich habe echt kein Glück. Ich werde in die Bibliothek zurückstöckeln und hoffen, mit den Absätzen bei diesem Wetter nicht auszurutschen.

Der Vollidiot Elvir bringt auf dem Handgelenk den Strudel und in den Händen trägt er die heiße Kalbsbrühe und die Heidelbeerliköre. Das Mineralwasser natürlich nicht, er war ja nie ganz helle, aber durchtrieben genug, den billigsten Teil der Bestellung eventuell zu vergessen. Du hast dich um dein Trinkgeld gebracht, Schätzchen.

„Danke“, sage ich so herablassend wie nur möglich, „das ist alles“, wobei ich versuche, die Eleganz und Lässigkeit der Frau neben mir nachzuahmen.

Geradezu erschüttert stelle ich fest, dass der schielende Elvir keine Ahnung hat, wer ich bin, als er mir wieder zuzwinkert. Ich habe mich geirrt, und alles war nur ein unangenehmer Fehler. Langsam kehrt mein Optimismus wieder zurück, während die feinen Flocken des Schneeregens zu größeren feuchten Planen verklumpen.

Die Alte berührt mich wieder gönnerhaft am Oberschenkel, um auf sich aufmerksam zu machen. „Ich bin möglicherweise wirklich nicht modern, aber umso neugieriger. Nicht zuletzt deshalb habe ich Sie ausgeliehen. Erzählen Sie mir doch, Fräulein, wieso sind Sie noch nicht ausgebrannt? Was treibt sie an, herumzulaufen und Leuten zu helfen, die an ihren Problemen selbst schuld sind?“ Als ich sie zornig anschau, formuliert sie die Frage um:

„Woher nehmen Sie die Kraft dafür?“ Sie kneift mich leicht in die Wange, als wäre ich ihr Eigentum.

Ich könnte sie ohne weiteres anlügen, aber ich schaffe es nicht. Niemand darf sich an meiner Intimsphäre vergreifen. Alte, du bekommst, was du haben wolltest.

„Früher, als mich die Eltern und die Lehrer als einen Jungen erzogen, sah ich, wie sehr die Frauen von Privilegierten wie Sie unterdrückt werden. Sagen

Sie, würden Sie auf die Idee kommen, jemandem in die Wange zu kneifen oder ihm die Hand auf den Oberschenkel zu legen wie zum Beispiel ... dem da?“

Ich winke Elvir heran, der in dem Augenblick ein volles Tablett für andere Gäste trägt und im Vorbeigehen ein Mineralwasser auf unseren Tisch stellt. Die Alte hebt den Blick, schüttelt den Kopf, zuckt mit Schultern und schaut unfreundlich.

„Äh?“, fragt Elvir nach seiner alten trotteligen Gewohnheit mit weit offenem Mund.

„Äh?“, fragt die Alte.

Ich laufe mich jedoch erst warm. Ich bleibe hier, solange es schneit, und bin heute ein lebendes Buch. „Ich gebe Ihnen, was Sie bekommen wollten“, fauche ich die Alte an.

„Du, Elvir.“ Ich zeige mit dem Finger auf den schielenden Klassenkameraden. „Noch zwei doppelte Heidelbeer, aber dalli.“ Offensichtlich ist er das gewöhnt, denn er dreht sich auf dem Absatz um und schert sich an die Theke.

„Und du“, wende ich mich zu der bestürzten Alten, „hörst gleich, wie man sich nach mehreren Leben fühlt, in denen er ununterbrochen an *gute Menschen* stößt, die ihn unter dem Vorwand der eigenen Güte die ganze Zeit fröhlich unterdrücken.“

Die Alte schluckt schwer und schließlich sagt sie nur: „Fräulein, ich habe keine Zeit, um ...“

Ich unterbreche sie mit einem Schlag auf den Tisch. „DANN NIMM SIE DIR.“ Und ich weiß, dass sie sich nicht wagt, zu widersprechen, weil die Mobber nur *diese* Sprache verstehen. Und siehe da, offensichtlich spreche ich sie endlich auch, vollkommen fließend, was für mich eine Überraschung ist, aber eine angenehme.